

Für unsere Kinder

Nr. 25 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Meisenglück. Gedicht von Friedrich Hebbel. — Herbstzeitlosen. — Eine Geschichte vom Zweifäpfer. Märchen von Karl Erwald. (Fortsetzung.) — Ein Kernschuß. Von Henrik Pontoppidan. — Der Eidechse. Gedicht von Heinrich v. Heber.

Meisenglück.

Aus dem gold'nen Morgenquahl
Sich herniederschwingend,
Hüpft die Meise auf den Halm,
Aber noch nicht singend.

Doch der Halm ist viel zu schwach,
Um nicht bald zu knicken,
Und nur wenn sie flattert, mag
Sie sich hier erquicken.

Ihre Flügel braucht sie nun
Sink und unverdrossen,
Und indes die Süßchen ruh'n,
Wird ein Korn genossen.

Einen kühlen Tropfen Tau
Schürft sie noch daneben,
Um mit Jubel dann in's Blau
Wieder aufzuschweben. Friedrich Hebbel.

○ ○ ○

Herbstzeitlosen.

Nun sind die Felder wieder leer, hier und da geht schon ein Pflug durch den Stoppelacker, um den Boden für die Herbstsaat zu bereiten. Auch auf den Wiesen ist der zweite Schnitt vorbei, das gewürzige Ohmd ist unter Dach und Fach. Schmucklos liegen die breiten grünen Flächen da, und nur wenn der Wind einige früh vergilbten Blätter vom nahen Pappelbaum herunterweht, kommt etwas Buntes, etwas Gelb und Rot in den eintrübnigen Teppich. Doch nein! Hier zu unseren Füßen erhebt sich ein schlanker, blasser Kelch vom Boden, dort noch einer und dort wieder einer. Wartet nur! In ein paar Tagen ist das ganze stille Wiesengrün von hunderten blaßkilaroten Farbflecken übertupft. Es ist, als ob die Natur noch einmal vor dem Wintersterben dem Leben ein Feß geben wolle, aber nicht mehr die Kraft habe, alle jene fatten, leuchtenden Farben des Sommers hervorzu-

rufen. Die Strahlen der Septembersonne fallen schon viel zu schwach, sind schon zu kraftlos, um genügend Farbstoff in den Pflanzen zu entwickeln. So muß sich die Natur eben mit diesen blassen Blüten begnügen.

Was uns an der Herbstzeitlose besonders auffällt, ist das gänzliche Fehlen aller grünen Blätter. Die Blume mit ihrem langen, dünnen, weißen Halschen ist alles, was von der Pflanze über dem Erdboden sichtbar ist. Nämlich tief unter dem Boden finden wir beim Nachgraben eine von schwarzbrauner, derber Haut umhüllte Zwiebel. Auch der dünne Blütenhals ist noch ein Stück weit von dieser schützenden Haut umkleidet. Die Zwiebel enthält übrigens ein scharfes Gift, und wehe dem Engerling oder Nagetier, das an ihr seinen Appetit stillen möchte. Schon der eigentümliche Geruch warnt ihn.

Aber wo stecken denn die Blätter? Nur Geduld. Nehmen wir ein Messer und schneiden Zwiebel sowie Blütenstengel der Länge nach durch. Gleich fällt uns auf, die Herbstzeitlosenzwiebel besteht nicht wie die echte Zwiebel aus lauter übereinandergelegten Schalen, sondern aus einer festen Masse wie die Kartoffelknolle. Sie ist also eine Knollenzwiebel, die Pflanze bezieht ihre Nahrung aus der Knolle. Ganz unten auf der einen Seite entspringt der Blütenstengel. Aber dieser Stengel ist hier weit mehr als bloß Stengel. Er ist ein dicker Sproß, der die Aufgabe hat, im nächsten Frühjahr selber zur Knolle aufzuschwellen. Da, wo die lange dünne Blütenröhre einmündet, finden wir drei einander und die Blütenröhre fest umschließenden Blattscheiden. An ihrer Spitze erkennen wir ganz deutlich einen gelblichen Farbenhauch, der uns verrät, daß wir es hier mit jungen Laubblättern zu tun haben, die, sobald sie an die Sonne heraufgekommen sind, grün werden. Aber das geschieht noch nicht so bald. Ist die Blume oben nach etwa acht Tagen verblüht, so bleibt der junge Sproß mit den Blattscheiden und dem Fruchtknoten ganz ruhig unter dem Boden. Er überwintert. Er ist so tief unten, daß der Frost ihm nichts anhaben kann. Sehr bald im nächsten Frühjahr aber beginnt er sich zu dehnen und die kleinen Sproßspitzen durchdringen die aufgeweichte Erde. Allmählich kommt eine grüne, tulpen-

frörmige Pflanze zum Vorschein mit drei großen, breit spießförmigen Blättern, die zwischen sich eine grüne, dreiteilige Kapsel tragen, den einstigen Fruchtknoten. Schon sicher haben viele von euch sich gewundert, was das für seltsame, dicke, düftere Pflanzen sind mitten im heiteren Schmuck der Frühlingswiesen. Das sind also die Blätter und die Samenkapsel der Herbstzeitlose. Im Sommer springt die Kapsel dreiklappig auf und zeigt die großen braunen Samen. Sie bleiben an den Füßen vorbeikommender Weidetiere haften und werden verschleppt.

Die grünen Blätter sind inzwischen auch nicht müßig gewesen. Sie haben in der schönen Sommersonne kräftig Kohlenstoff aus der Luft herausgeholt und in Stärke umgewandelt. Dieser Nährstoff wird in den Stengelgrund unter die Erde geleitet. Infolgedessen wird das unterste Stengelstück immer dicker und rundet sich zur neuen Knolle, aus der dann im Herbst die neuen Blumen hervorgehen. Spätestens im Juli sterben die Blätter ab. Um diese Zeit ist die alte Knollenzwiebel aus dem Vorjahr ganz verschwunden, sie hat alle ihre aufgespeicherten Nährstoffe zur Bildung der Blätter und der Frucht hergegeben. Die neue Knolle aber hält Sommerruhe, bis sie im Herbst den neuen Sproß treibt, aus dem dann wieder der blasse, schlanke Blütenkelch hervorgeht.

Die Herbstzeitlose schützt sich ungemein sorgfältig vor eindringender Feuchtigkeit, damit die Staubbeutel nicht verderben und die Befruchtung vereitelt wird. Schon etwa gegen 6 Uhr abends schließt die Blume ihren Kelch, gegen 9 Uhr morgens erst hat sie ihn geöffnet. Bei bedecktem Himmel und bei Regenwetter bleibt sie geschlossen. Aber warum blüht sie dann überhaupt erst im Herbst, wenn die Luft schon viel feuchter ist, die Niederschläge sich mehren und die Tage kürzer sind? Warum blüht dann die Pflanze nicht im warmen trockenen Sommer? Wir finden doch sonst immer in der Natur, daß die Pflanzen sich den Lebensbedingungen so gut wie möglich anpassen. Überhaupt hätte sie es dann viel bequemer. Frucht und Blätter würden noch im selben Jahre entwickelt, und die Pflanze müßte nicht den aus der Luft durch die Blätter gehaltenen Nährstoff erst umständlich in der Knolle aufspeichern, um ihn später wieder an die neue Pflanze abzugeben.

Die Natur ist eben kein chemisches Laboratorium oder mechanische Werkstatt, in denen

der Mensch mit seinem ordnenden und berechnenden Verstand zweckmäßige Änderungen und Verwandlungen in ziemlich kurzer Zeit zustande bringen kann. Die Veränderung der Arten in der Natur durch Anpassung an die Lebensverhältnisse geht äußerst langsam vor sich, so langsam, daß uns Menschen die Pflanzen- und Tierarten zunächst vollkommen gleichbleibend erscheinen. Wir haben in der Natur eine Unmenge Beispiele, daß Pflanzen, die in einem trockenen Klima, in Steppenländern usw. entstanden sind, wie zum Beispiel unsere Getreideblumen, noch Jahrtausende später die Eigenschaften bewahren, die sie in ihrer Heimat entwickelten. Dasselbe gilt auch für die Herbstzeitlose. Auch sie ist von Haus aus keine Mitteleuropäerin, so vertraut ihr blaßes Vlla auf den herblichen Wiesen uns auch sein mag. Noch heute erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet weit nach Südosten bis zu den Steppen Südrußlands, und alle ihre Verwandten haben ihre Heimat in Nordafrika und Vorderasien. In diesen Ländern aber ist der Sommer dürr, ihm folgt die winterliche Regenzeit. Die Zeit des Pflanzenwuchses ist dort der Frühling und der Herbst. Die regste Zeit des Pflanzenlebens ist in diesen Ländern der Frühling, hier ist es denn auch, daß die Herbstzeitlose ihre Hauptarbeit leistet: sie versorgt sich mit Nahrungstoff und bildet ihre Frucht. Dann folgt die Sommerruhe. Im Herbst, ehe die Regenzeit beginnt, erlebte sie ihr Blütengeschäft. Um beide Arbeiten gleich hintereinander zu erledigen, dazu wären sowohl der Frühling wie der Herbst in jenen warmen Ländern zu kurz. Die dort entwickelte Lebensweise hat die Blume auch in unserem ganz anders gearteten Klima beibehalten.

Aller Wahrscheinlichkeit ist die Herbstzeitlose erst nach der Eiszeit zu uns gelangt. Während der Eiszeit nämlich war ganz Mitteleuropa von mächtigen Eismassen überzogen. Als diese allmählich verschwanden, bildeten sich zunächst weite Steppen mit kümmerlichem Pflanzenwuchs. Große Herden von Antilopen und Züge von Nagetieren wanderten aus Asien ein. An ihre Klauen hesteten sich die Samen der Herbstzeitlose und wurden so im Laufe der Zeit bis in unsere Heimat verschleppt. Auch die Einrichtung ihrer Fruchtkapseln bezeichnet die Herbstzeitlose als ursprüngliche Steppenpflanze: Die Kapseln haben sich beim Austrocknen blasig aufgetrieben, werden vom Wind, der über die dünnen Flächen fährt, losgerissen und weit umhergestoßt, wobei sie

ihren Samen austreuen. Auf unseren saftigen, von hohem Gras bewachsenen Sommerwiesen kommt das natürlich gar nicht zur Geltung. Als nach der Steppenperiode in Mitteleuropa die Zeit der großen und dichten Laubwälder folgte, war der Bestand der Herbstzeitlose sicher stark gefährdet. Da war es der ackerbauende Mensch, auf dessen Wiesen und Weideplätzen, die er dem Walde abgewann, die Herbstzeitlose eine Zuflucht fand, genau wie die Kornrade im Ackerfeld, von der wir in einer der letzten Nummern erzählten.

o o o

Eine Geschichte vom Zweifüßler.

Märchen von Karl Enald. (Fortf.)

Die Jahre vergingen. Eines Tages sahen die Leute den Zweifüßler vor seinem Hause stehen und den Arm schwenken, und sie hörten ihn laut rufen. Von allen Seiten liefen sie hinzu, um zu hören, was er wolle.

„Ich hab' es, ich hab' es!“ rief er.

Er nahm die Ältesten zu sich und zeigte ihnen ein großes eisernes Rohr, das er hergestellt hatte. Oben hatte das Rohr ein Loch, das in ein anderes Rohr hineinführte. In dem ersten Rohr befand sich ein Stöpsel, der gleichfalls aus Eisen war und der so genau paßte, daß er auf und nieder gleiten konnte; er war mit Öl eingeschmiert, so daß er so leicht wie möglich glitt. Unter dem Rohr war der Kessel mit Wasser und unter dem Kessel die Feuerstelle.

Der Zweifüßler heizte ein. Das Wasser verwandelte sich in Dampf, der Dampf stieg in das Rohr und hob den Eisenstöpsel bis ans oberste Ende des Rohrs. Durch das Loch gelangte der Dampf in das Nebenrohr, wo er sich wieder zu Wasser abkühlte; das Wasser lief in den Kessel hinab und wurde von neuem erhitzt und in Dampf verwandelt.

Wenn aber der Dampf durch das Loch entwichen war, glitt der Stöpsel wieder hinab, wurde von neuem in die Höhe gehoben und stieg und sank fortwährend.

„Seht,“ sagte der Zweifüßler, und seine Augen strahlten vor Stolz und Freude. „Seht, ich habe den Dampf gefangen und im Rohr eingesperrt. Wenn ich heize, so verwandelt sich das Wasser in Dampf, und der hebt den Stöpsel. Er tut, was ich ihm befehle; und er wird in dem andern Rohr zu Wasser, bis ich ihm wieder befehle, zu Dampf zu werden. So habe ich mir den Dampf dienstbar gemacht wie den Ochsen und das Pferd und den Wind.“

„Wir verstehen nur nicht, wozu du deinen Diener brauchen willst! Hast du darum so viele Jahre in deinem Haus eingesperrt gelebt, während wir deinen weisen Rat entbehren mußten?“

„Geht eures Wegs“, sagte der Zweifüßler, „und kommt übers Jahr wieder, so sollt ihr sehen, wozu ich meinen neuen Diener gebrauche. Wenn ich euch das dann gezeigt habe, so könnt ihr selber weiterarbeiten. Ich sage euch, dieser neue Diener ist imstande, wenn ihr ihn richtig verwenden lernt, der ganzen Welt ein anderes Aussehen zu verleihen.“

Darauf ging er ins Haus und verschloß seine Tür. Froh betrachtete er seine neue Maschine.

„Ho, ho, du guter Dampf,“ sagte er. „Jetzt habe ich dich. Und ich kann dich stark und schwach machen. Und immer mußt du im Rohr bleiben und tun, was ich dir befehle. Ich kann das Rohr lang und kurz machen . . . ich kann den Stöpsel schwer und leicht machen . . . stets mußt du ihn auf und nieder treiben, guter Dampf.“

„Du nennst mich gut,“ sagte der Dampf. „Und als ich den Berg sprengte und dir dein Land verwüstete, da nanntest du mich böse. Ich habe dir ja schon mitgeteilt, daß ich keins von beiden bin. Du hast mich gefangen, und wenn du mich brauchen kannst, so brauch mich.“

Der Zweifüßler lachte und rieb sich vergnügt die Hände.

„Ja, wozu soll ich dich brauchen?“ sagte er. „Sollen wir dich vor den Wagen spannen anstatt des Pferds? Ich denke, du kommst rascher vorwärts. Sollst du das Schiff treiben? Du wirst gegen den Wind laufen und dir nichts aus ihm machen. Soll ich dir den Mahlgang in der Mühle überlassen? . . . Ach, tausenderlei sollst du für mich tun.“

Der Zweifüßler löschte das Feuer aus. Und in der nächsten Zeit ersann er immer neue Verbesserungen seiner Maschine. Unter anderem brachte er eine Stange in dem Stöpsel an, und zu der ersten Stange fügte er eine zweite hinzu, die an der Achse eines Rads befestigt war.

Er fertigte einen Wagen, setzte die ganze Dampfmaschine drauf und verband die Stange mit den Rädern. Er selbst stand hinten auf dem Wagen an der Heizung. Die Räder schnurrten, und der Wagen lief vorwärts.

Die Leute des Stammes kamen von allen Seiten gelaufen und starrten das seltsame Fuhrwerk verwundert an; die meisten schrien vor Angst und wichen dem gefährlichen Un-

gestüm aus. Nur die Klügeren begriffen den Wert des neuen Wagens.

„Vater,“ sagte einer der Ältesten, „du sollst nicht mit diesem Wagen fahren. Wir fürchten, daß es übel abläuft und daß der Dampf die Maschine auseinander sprengt und du dabei umkommst, wie damals dein Gehilfe.“

„Gerade sein Tod hat mich auf der Hut sein gelehrt,“ sagte der Zweiflüßler. „Kommt, dann sollt ihr sehen.“

Und er erklärte ihnen, daß er berechnet habe, von wie großer Stärke der Dampf sei und wieviel Dampf er brauche, um mit seinem Wagen zu fahren.

Je mehr Dampf vorhanden war, desto schneller glitt der Stößel auf und nieder, desto schneller schnurrten die Räder, und desto schneller fuhr der Wagen. Je stärker der Kessel und das Rohr waren, desto mehr Dampf konnte er aufnehmen, ohne zu zerspringen.

Aber an einer Stelle des Kessels war ein Loch vorhanden, das durch eine an einem Scharnier befestigte Klappe bedeckt wurde. Die Klappe war genau so schwer, daß der Dampf sie nicht heben konnte, wenn so viel Dampf da war, wie die Maschine vertragen konnte. Aber sobald mehr Dampf vorhanden war, wurde die Klappe zu leicht und hob sich, und der überflüssige Dampf strömte zu dem Loch hinaus. „Ich gebe euch diese Dampfmaschine,“ sagte der Zweiflüßler. „Seht selber zu, wie ihr sie brauchen wollt. Einige von euch können weiter forschen, wie ich geforscht habe. Die Schmiede mögen mit ihrem Werkzeug und ihrem Scharfsinn kommen.“ — Dann ging er in sein Haus und dachte von neuem nach.

Aber die Klügsten des Stammes begannen mit der Dampfmaschine zu arbeiten. Im Laufe der Jahre erfanden sie neue Verbesserungen.

Sie legten Eisenschienen über die Erde, auf denen der Dampfswagen mit großer Geschwindigkeit dahinfliehet und viele schwer beladene Wagen hinter sich her zog. Innerhalb weniger Tage und Wochen konnte man jetzt Reisen machen, die früher Monate und Jahre gedauert hatten. Die Erzeugnisse eines Landes konnte man schnell und billig nach dem andern Ende der Erde befördern.

Man setzte die Dampfmaschine in Schiffe, damit sie das Wasserrad drehte; und die Schiffe fuhren gegen den Wind und gegen den Strom. Man gebrauchte die Maschine zum Dreschen und zum Mahlen des Getreides . . . es war gar nicht abzusehen, wozu man sie brauchen konnte.

Die Dampfmaschine hatte der Welt ein anderes Aussehen verliehen, wie der Zweiflüßler gesagt hatte.

Viertes Kapitel.

Der Zweiflüßler war uralt geworden. Sein Geschlecht vermehrte sich beständig und verbreitete sich über die ganze Erde. Wenn an einer Stelle zu viele waren, brachen einige auf und zogen anderswohin, wo neues Land war. Sie bestellten es, gewannen aus den Bergen Metalle und segelten auf den Flüssen und auf dem Meere. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe fuhren von einem Ende der Erde zum andern.

Die verschiedenen Stämme wohnten weit auseinander, sprachen verschiedene Sprachen und kannten einander nicht mehr. In allen Ländern lebten kluge Männer und machten neue seltsame Erfindungen, die ihren Brüdern die Arbeit erleichtern und den allgemeinen Reichtum und das Glück aller vermehrten.

Als der Vater und als der Weiseste aller Geschlechter und Stämme aber wurde der alte Zweiflüßler verehrt.

Er wußte ganz und gar nicht mehr Bescheid über die Zahl seiner Nachkommen und schien sich nicht mehr um sie zu kümmern. Bald wohnte er bei dem einen Stamm seines Volkes und bald bei dem anderen, stets einsam, in einem Hause für sich, um sich in Ruhe seinen Gedanken und Arbeiten zu widmen. Oft kamen junge Männer zu ihm, um von ihm zu lernen. Dann teilte er ihnen von seiner Weisheit mit und sandte sie wieder in die Welt hinaus; doch über seine innersten Gedanken sprach er mit niemand.

Wenn er vor seinem Hause saß und grübelnd vor sich hinblickte, redeten die Stimmen zu ihm wie früher:

„Zweiflüßler . . . Herr der Welt . . . Beschwinger der Tiere . . .“

„Zweiflüßler . . . Besieger des Windes, der nun dein Diener ist gleich dem Ochsen und dem Pferd . . .“

„Zweiflüßler . . . der du den wilden Dampf überwunden und eingefangen hast und für dich arbeiten lässest . . .“

Der Zweiflüßler lauschte auf die Stimmen. Er streichelte den Hund, der ihm zu Füßen lag.

„Du warst einmal ein wildes, reißendes Tier, und nun bist du fromm und dienst mir treu,“ sagte er.

Und er lauschte dem Winde, der durch die Bäume rauschte.

„Du vermagst meine Stirn zu kühlen an einem warmen Tage und vermagst auch wie ein wildes Ungeheuer über die Erde zu stürmen,“ sagte er. „Ich kenne dich, und ich brauche dich.“

Und er blickte über die Wiese hin, wo der Fuchs braute und ein leichter, weißer Dampf hin und her wogte.

„Du auch,“ sagte er und nickte. „Leicht bist du wie ein Schleier und fein und weiß und unschuldig. Die Dichter besingen dich, und du verurachst den kleinen Kindern Gusten. Und doch bist du derselbe, der den Berg gesprengt und mein Land verwüstet hat. Ich habe dich erspäht und entdeckt und gefangen und in meine Maschine gesteckt, und nun mußt du dich für meine Nachkommen rings auf der Erde plagen.“

In der Ferne rollte der Donner. Er dröhnte lange und dumpf. Hier und da zuckte ein Blitz und erhellte das Dunkel. Und die Stimmen redeten wieder:

„Es donnert, Zweifüßler, und blitzt . . . Du weißt nicht, was das ist . . . niemand weiß, was das ist.“

„Die Welt ist voll mächtiger, geheimer Kräfte . . . die mächtiger sind als der Wind . . . und schwerer zu erfassen als der Dampf.“

„Pferd und Ochse zittern vor dem Donner und den Blitzen. . . Der Zweifüßler und alle seine Nachkommen erbeben, soweit das Unwetter reicht . . . es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als der Zweifüßler weiß.“

Das Unwetter kam näher. Es krachte der Donner und die Blitze flammten. Die in der Nähe Wohnenden liefen in großer Angst nach des Zweifüßlers Hause.

„Vater, was sollen wir tun?“ riefen sie. „Gottes Zorn ist über uns . . . seht . . . seht, sein Feuer trifft jenes Haus dort . . . jetzt brennt es lichterloh!“

Der Zweifüßler sah nicht nach dem brennenden Hause, sondern zu den Wolken empor, wo der Donner krachte und die Blitze zuckten.

„Das ist nicht Gottes Zorn,“ sprach er, „sondern eine seltsame Macht da oben in den Wolken . . . die stärker ist als der Wind . . . und stärker als der Dampf. O, könnt ich auch sie zwingen, mir zu dienen, wie ich den Ochsen und das Pferd und die anderen bezwang!“

Sie vernahmen seine Worte und blickten einander erschrocken an.

So sehr sie ihn auch verehrten und liebten, das schien ihnen närrisches Zeug zu sein. Denn wie konnte einer im Traum daran denken, sich den fürchterlichen Blitz dienstbar zu machen?

„Der Zweifüßler ist zu alt geworden,“ sagte einer zum anderen. „Er wird kindisch und weiß selber nicht mehr, was er redet.“

Der Zweifüßler hörte nicht auf sie, sondern fuhr fort, das Gewitter zu betrachten.

„Seht . . . seht den Blitz!“ sagte er. „Im Nu fährt er von Himmelsrand zu Himmelsrand . . . o, könnt ich ihn vor meinen Wagen spannen!“

Sie wichen vor ihm zurück, so entsetzt waren sie ob seiner Worte.

„Seht . . . seht, wie der Blitz leuchtet,“ sagte er. „Im Nu ist es hell wie am klarsten Tage . . . o, könnt ich das Licht des Blitzes einfangen und festhalten und zwingen, ruhig für die Menschheit zu leuchten.“

Einer der Ältesten trat zu ihm und legte die Hand auf seine Schulter.

„Zweifüßler,“ sagte er. „Das Glück, das du gehabt hast, hat dich rasend gemacht. Deine Rede ist töricht. Du lästerst Gott!“

„Gott hat den Blitz entzündet, und er hat auch meinen Verstand entzündet,“ sagte der Zweifüßler. „Er hat mir den Verstand gegeben, damit ich den Blitz erforschen soll! Geht eures Wegs, verrichtet eure Arbeit und laßt mich in Frieden.“

Sie gingen fort. Der Zweifüßler blieb stehen und starrte den Himmel an, bis der letzte Blitz erloschen war.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Ein Kernschuß.

Von Henrik Pontoppidan.

Es gab nicht viele Fest- und Feiertage im Leben des Häuslers und Webers Kresten Jakob Hansen.

Eigentlich waren es im Laufe des Jahres nur zwei. Aber dafür wurden diese denn auch mit um so größerer Spannung erwartet und mit um so größerer Feierlichkeit begangen. — Der eine fiel zur Zeit des Februarmarktes, wenn das Ferkel gekauft werden sollte, der andere gewöhnlich etwas nach St. Martin, wenn genanntes Familienmitglied geschlachtet werden sollte. — Das erste Ereignis nahm besonders die Interessen der Kinder in Anspruch. Von dem Augenblick, da sie den Vater mit Stroh ein Lager im Stall hatten bereiten sehen, hatten sie nur noch Sinn und Gedanken für den erwarteten Gast. . . . Würde er weiß, schwarz oder gescheckt werden? Und wie würde er wohl heißen sollen? — — Aber auch die Eltern waren sich der ganzen Bedeutung des

Unternehmens bewußt. Wenn der Mann in der dunklen, grauen Morgenfrühe den neuen Sonntagserock, die Weste mit den Hornknöpfen und die blankgeputzten Stiefel anzog, um in die Stadt zu wandern — und wenn die Frau halbangeleidet geschäftig mit einem Talglicht in Küche und Kammer umherwirtschaftete und mütterlich besorgt war, — ihn rechtzeitig und wohl vorbereitet reisefertig zu machen: — dann lag über beiden etwas ungewöhnlich Festliches und Erwartungsvolles, das seinen Höhepunkt erreichte, wenn Jakob den runden Filzhut auf seinen großen Kopf setzte, den Knotenstock unter den Arm nahm und zum zwanzigsten Mal das Geld überzählte, ehe er es behutsam in der großen, wohlverschließbaren Tasche im Westenfutter verschwinden ließ.

Nun war es in der Tat auch eine ganz gewagte Sache, so recht eigentlich ein blinder Griff in den Säckel Fortunas, der für sie alle verhängnisvoll werden konnte. Von diesem Ferkel, seinem Wachsen und Gedeihen, hing sozusagen ihre ganze Existenz ab. In diesem Tier legten sie so gut wie den ganzen Wohlstand des Jahres an, von den Kartoffeln im Garten bis zu dem Lohn der Ernte. Sein Körper war von Weihnachten bis Weihnachten ihre hauptsächlichste Nahrung, und kein Spieler hätte mit größerer Spannung auf das Rollen der Glücksugeln starren können, als diese Leute bei einem solchen neuen Ankömmling nach den ersten schwachen „Zeichen“ spähten. — Noch hatten sie nicht vergeffen . . . und sie würden es in ihrem Leben nimmermehr vergeffen, wie in jenem Unglücksjahr ein rothunter Eber sie beinahe samt und sonders von Haus und Heim gefressen hatte, ohne am Schlachttag fetter als eine rändige Kaze zu sein.

In diesem Jahr hatten sie ein kleines, hellgelbes Tierchen bekommen, das die älteste unter den Mädchen — sie ging beim Kapellan in die Abendsschule — im voraus „Sif“ getauft hatte.** Der Name hätte nun übrigens etwas glücklicher gewählt sein können, denn eine Schönheit war „Sif“ ohne Zweifel nicht, und darum war auch unter den Kindern die Enttäuschung nicht gering, als damals der Vater am Abend der Heimkehr seinen Sack aufschnürte und der so sehnsuchtsvoll erwartete Kamerad sich auf der Stubendiele präsentierte. Ein kleines, dickes, häßliches und widerhaariges

* Das heißt nach „Zeichen“, die auf Gedeihen schließen ließen.

** „Sif“ heißt in der nordischen Sagenkunde Thors Weib, das goldene Haar besaß.

Ding, das seelenruhig mitten in der Stube stehen blieb und mit einem wunderbar verständigen und altklugen Ausdruck in dem kleinen, gelben Gesicht die Anwesenden anblinzelte. Sogar Marie, die Mutter, stand eine Weile nachdenklich und betrachtete es, bis sie schließlich ganz verzagt und kleinlaut zu Jakob äußerte, sie fände, es sähe so „indiotisch“ aus. — Aber Jakob rieb sich vergnüglich grinsend in seinem langen Nackenhaar und über seinen linken Arm. Er kannte diese untrüglichen Äußerungen eines ruhigen, unerschütterlichen Gemütsfriedens, das sicherste Merkmal eines echten, unverfälschten Maifschweins.

Und er wurde auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht.

Kaum zwei Monate alt, trotzte „Sif“ so vertraut und vernünftig wie eine alte ausgewachsene Sau seinen immergleichen unveränderlichen Gang hin und zurück zwischen dem Futtertrog und dem Strohlager zwischen den Dorssoden; und nach Verlauf von vier Monaten hing ihm an den Seiten der Speck herab, daß schon beim bloßen Anblick einem der Mund wässerte.

Wirklich: es war ganz ungewöhnlich, wie „Sif“ wuchs und gedieh. Alles, was vereinte Anstrengungen von allen Ecken und Ranten an Abfall, Spreu und Grünzeug zusammenraffen konnten, ließ er stillvergnügt wie in einen bodenlosen Abgrund in sich hineingleiten. Den ganzen Sommer ließen die Kinder mit großen Blasen an Händen und Armen umher, weil sie von morgens bis abends unterwegs waren, um an den Grabenrändern Messeln für „Sif“ zu schneiden. Und als man ihm nun gar im Herbst erlaubte, auf Tod und Leben Kartoffeln und Korn — den Erlös aus dem Erntelohn — in sich hineinzuschlingen, schwoll er in einem Grade an, daß sämtliche Dorfbewohner, die zu seiner Befichtigung kamen, einstimmig erklären mußten, etwas Ähnliches noch nie gesehen zu haben. „Das ist, hol' mich der Kuckuck, der pure Zucker,“ sagten alle mit einem Wis, der in dieser Gegend stehend war.

Sogar Marie, die Mutter — eine von jeher etwas beschränkte und verzagte, durch Armut, Unglück und schweres Kindbettleiden noch mehr niedergedrückte Person — begann so etwas wie neuen Mut zum Leben zu fassen. Und der glückliche Jakob saß den ganzen Tag schmunzelnd über seinem Gewebe und erfand alle Augenblicke einen neuen Vorwand, um sich zu überzeugen, daß das Familienkleinod noch immer wohlbehalten in seiner Streu lag. — Bisher

nämlich hatte das Glück diesen Menschen durch- aus nicht gelächelt und nur mit äußerster Mühe und Beschwerde waren sie halbwegs unge- schoren durch das Leben gekommen. Besonders in dem Wettstreit um die Ferkel, der sich all- jährlich zwischen den Häuslern des Orts ab- spielte, hatten sie beständig den Kürzeren ge- zogen und in jenem unglücklichen Jahr mit dem rotbunten Eber waren sie sogar von ge- wissen Seiten Gegenstand eines schadenfrohen Gespöchts gewesen, das sie sich sehr tief zu Herzen genommen hatten. Sie hatten darum seit jener Zeit sehr zurückgezogen, gleichsam in Mißtrauen und Bitterkeit eingekapselt, ge- lebt, und nun erst unter des neuen Glückes Sonne begannen sie langsam wieder aufzu- tauen.

Als mit dem November die Schlachtzeit heranrückte, wurde „Sif“ auf rund 320 Pfund geschätzt. Und obgleich er nun derartig Fett angehäuft hatte, daß er kaum mehr fressen mochte, schwoll er nichtsdestoweniger täglich mehr an. Es wurde zuletzt ein ganz unheim- licher Anblick. Nur mit knapper Not konnte das Tier sich rühren und lag in seiner Streu, stöhnend und ächzend, als wenn es im Fett ersticken sollte. Endlich wurde denn auch be- stimmt, daß mit eintretendem Frostwetter das feierliche Schlachtfest vor sich gehen sollte. — Aber am Tage vor dem großen Ereignis stand Jakob im Stall mit einem der Nachbarn, der herübergekommen war, um noch einmal das Wunder lebend in Augenschein zu nehmen. Und da er es nun eine Weile stumm und mit nachdenklicher Miene betrachtet hatte, äußerte er mit stillem Mitleid: „Hör, Jakob . . . Ob wohl auch wirklich dies Fett da alles gut und gesund ist?“ — „Gut und gesund? . . . Ja, wie sollte es denn sonst sein?“ — antwortete Jakob und lachte unbekümmert. Der andere Mann schwieg und ohne über diesen Gegen- stand mehr Worte zu verlieren, gingen sie darauf zusammen in die Stube hinein, wo Marie ihnen froh und freigebig einen Schnaps und ein Glas neugebrautes Weihnachtsbier einschenkte. Aber als Jakob am nächsten Morgen in den Stall trat, stuchte er beim Anblick einer wunderlichen, großen, roten Fläche, die sich seitlich auf dem Körper des Tieres ausgebreitet hatte. Während ihm die Angst das Blut in den Kopf trieb, überstieg er hastig die Um- zäunung und fand nun bei näherer Beschichtigung den ganzen, fetten Leib mit ähnlichen, kleinen oder größeren, hellroten Flecken besetzt, die bei einer Berührung offenbar schmerzten. Er

suchte sich zu beruhigen, indem er sich ein- redete, daß die Streu nicht mehr ganz rein und dazu noch sehr warm sei, so daß das Ganze möglicherweise nichts als „Fitze“ sei, die sich da „geseht“ habe. Aber das Tier lag so merkwürdig ruhig, mit müden, geschlossenen Lidern und einem gelblichen Schaum vor dem Maul! Im Laufe des Tages breiteten sich die Flecken über den ganzen Körper aus. Selbst nachdem die Streu gewechselt und die Haut sorgsam mit lauwarmlen Wasser gewaschen war, drangen sie in ekelhaftem Gewimmel überall hervor und gegen Abend begann das Tier ein klagendes Grunzen und Stöhnen, während es sich unruhig auf seinem Lager wälzte. Es erscholl ein entsetzlicher Jammer durch das Haus, als am anderen Tage wirk- liche Geschwüre überall ausbrachen. Marie, die Mutter, sank sofort in dumpfe Trostlosig- keit zusammen. Jakob suchte sie nach Mög- lichkeit aufzurichten, aber er war selbst so ver- stört, daß er erst allmählich seine Gedanken soweit sammelte und ordnete, daß er zu einem Tierarzt fuhr. Dieser, der eine Meile Wegs entfernt wohnte, war ein ganz junger, hoch- gewachsener, wissenschaftlich aussehender Mann mit Augengläsern und weißer Kravatte, der bemüht war, sich soviel wie möglich das Aus- sehen eines Menschenarztes zu geben. Als er davon vernahm, daß die Sache sich um ein Schwein handelte, glitt eine Grimasse über sein bleiches Gesicht und erst nach Jakobs unermüdlichem Flehen ließ er sich bewegen, mitzufolgen. Bisher hatte Jakob gar nicht glauben können, daß von irgend einer ernsten, drohenden Gefahr die Rede sein könne. Der Gedanke, daß sie ihren einzigen Schatz ver- lieren sollten, war so entsetzlich, daß er in seinen armen Kopf nicht hinein wollte. Als er nun aber an des Doktors Seite in den niedrigen Stall trat und sah, wie der junge Gelehrte augenscheinlich stark interessiert sich auf das Tier herabbeugte, seinen Zwickel fester rückte und zuletzt mit großer Umständlichkeit ein Thermometer hinter das Ohr des Patienten legte, lief ein eisiger Kälteschauer seinen Rücken herab. Er hatte — ohne es selbst zu wissen — als er eintrat, die Mühe abgenommen und drehte sie nun krampfhaft unruhig in den Händen, während seine Augen atemlos an jeder Bewegung und jedem Mienenspiel des jungen Mannes hingen.

„Was haben Sie dem Tier zu fressen ge- geben?“ fragte dieser endlich.

„Wie — — Was — —?“

„Was Sie dem Tier zu fressen gegeben haben?“ wiederholte der junge Mann streng. „Es hat Kornschrot gekriegt, Herr Tierdokter.“

„Nichts anderes?“

„Und alle unsere Erbsen und drei Tonnen Kartoffeln und — und — und eine halbe Tonne Mais, die ich noch schuldig bin.“

„Sonst nichts?“

„Dann hat sie ja natürlich allerlei Küchenabfälle bekommen, versteht sich — — und dann so allerlei, was die Kinder an Grünzeug gesammelt haben — und dies und das — und — überhaupt so in der Art. Es sollte aber doch wohl niemals möglich sein, Herr Tierdokter, daß sie etwas Giftiges in sich gekriegt hätte?“

Der junge Gelehrte ließ sich nicht herab, diese Frage direkt zu beantworten. Dagegen zog er aus der Brusttasche ein kleines, goldgerändertes Notizbuch, riß ein Blatt heraus und schrieb ein Paar Zeilen, indem er erklärend bemerkte, daß dies eine Salbe sei, mit der Jakob dem Tier den Rücken beschmieren sollte, um es auf diese Weise zum Hinabschlingen zu bewegen. Die Salbe würde ihm beim Vorzeigen des Bettels in der nächsten Apotheke ausgeliefert werden. Aber — er fügte es sehr eindringlich hinzu — er müßte das „Medikament“ mit der äußersten Vorsicht behandeln, denn es sei eine für Menschen sehr gefährliche „Substanz“. Darauf nannte er noch mit belehrend emporgehobenen Zeigefinger ein paar lateinische Phrasen, indem er im Vollgefühl seiner überlegenen Gelehrsamkeit behaglich die Augen hinter den Brillengläsern schloß.

Am Spätnachmittag bekam „Sif“ seine Salbe und den ganzen, dunklen, regnerischen Abend stand Jakob mit einer Laterne draußen im niedrigen Stall und erwartete in angstvoller Spannung die Wirkung. Aber als die Mitternacht heranrückte, war noch immer kein Umschwung zum Besseren eingetreten. Unbeweglich lag das Tier auf seinem Strohlager, den Kopf schwer und stumpfsinnig auf der Erde, mit bleischweren zufallenden Augenlidern und krankhaftem Schaum vor dem Maul. Nur wenn der Laternenschein es traf, öffnete es langsam die müden Augen und sah mit leidendem, gebrochenen Blick aufwärts. Ein einziges Mal — gerade als Jakob gedankenvoll herabstarrte — hob es schwerfällig den Kopf und ließ ein so tiefes, tiefes Stöhnen vernehmen, daß es ihm jäh durch Mark und Bein fuhr. Er setzte die

Laterne auf die Erde, strich sich vor Schreck halb geistesverwirrt mit dem Rücken der Hand über die Stirn und ließ sich dann auf den Rand des Futtertrogs herabsinken. — Ja, war es denn wirklich möglich, daß sie „Sif“ verlieren sollten? — — Es war so entsetzlich, daß seine Gedanken regellos zu kreisen begannen. Es war ja ihr ganzes Wohlergehen, ihr ganzes Vermögen, das auf dem Spiele stand. Es schien ihm, es müsse unmöglich sein, daß der liebe Gott das Herz haben könnte, das zu tun. So hätte er doch — wenn Böses geschehen sollte — lieber noch eins der Kinder nehmen mögen. Was sollten sie anfangen, wenn das hier geschah? — Wovon sollten sie leben? . . .

In der Stube saß Marie, die Schürze vor den Augen, in verzweifeltstem Weinen. Eine Nachbarnsfrau, die zum Trösten herübergekommen war, saß bei einem flackernden Talglicht am Kachelofen und trank Kaffee, während die Kinder bleich und furchtsam aus ihren Betten hervorlurgten.

Zweimal, wenn Jakob aus dem Regen draußen hereinkam, sahen ihn alle fragend an. Aber er schüttelte nur den Kopf, setzte sich auf einen Stuhl, die Hände mutlos in den Schoß und ließ die Laterne zwischen den Knien schlaff herabhängen, stierte blöde auf den Fußboden vor sich hin — — und ging wieder hinaus.

Als der Morgen graute, riß er die Tür auf und rief in die Stube hinein:

„Mutter — Mutter — komm schnell, ganz schnell!“

Aber gerade als sie in den Stall hinaus kamen, streckte „Sif“ die Beine von sich und war tot.

o o o

Der Eidechs.

Behaglich liegt im Sonnenschein
Ein alter Eidechs auf dem Stein,
Schlürft stillvergnügt den goldnen Glanz
Und wedelt träumrisch mit dem Schwanz.

Mit Augen Augen blinzelt er
Und wirft das Köpfehen hin und her,
Natur betrachtend, göttlich faul,
Die Rücken fliegen ihm ins Maul.

Geinrich v. Reber.

Verantwortlich für die Redaktion:
In Vertretung Hanna Buchheim in Stuttgart.
Druck u. Verlag J. G. B. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart